

# Das Pfennig-Magazin

der  
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

22.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[September 28, 1835.]

Karl von Linné.



Auch der rauhere Norden hat Männer aufzuweisen, die sich um Künste und Wissenschaften unsterbliche Verdienste erworben, und zur Ausbildung und Erweiterung derselben beigetragen haben. Unter ihnen steht wohl mit Recht oben an der schwedische Naturforscher, Karl von Linné, der seinen unermüdblichen Fleiß und seine scharfsinnigen Beobachtungen und Untersuchungen vorzüglich dem Pflanzenreiche widmete, und der Verfasser mehrerer hundert kleinerer und größerer Schriften ist. Er war der älteste Sohn des geistlichen Vikars zu Nushult oder Nashult, einem Dorfe der schwedischen Provinz Smaland, wo er am 23. Mai 1707 geboren wurde. Den Geschlechtsnamen Linné, Linnaeus, erhielten seine Voreltern, wie man erzählt, von einer großen Linde, die auf dem ihnen gehörigen Meierhofe stand. Seine besondere, durch Nichts zu unterdrückende Vorliebe für Blumen und überhaupt für die Pflanzenwelt, hatte der Knabe mit seinem Vater gemein, der ihm erlaubte, in dem vortrefflich angelegten Garten ein eigenes Beet zu bepflanzen. Dieß wurde mit dem größten Eifer bearbeitet, und so ward Gartenbau seine Lieblingsbeschäftigung und die früheste Schule seines Studiums. Den ersten Schulunterricht erhielt er von seinem Vater, der ihn durchaus als seinen Nachfolger im Pfarramte sehen wollte, und daher vor der Hand zur weitem Erlernung der Schulwissenschaften im Jahre 1717 auf das Gymnasium nach Werjö brachte. Allein der junge Linné entsprach den Hoffnungen seines Vaters keineswegs: die Lehrer klagten über des Schülers Trägheit und Mangel an Lernbegierde, ja sie erklärten ihn endlich für völlig unfähig zum Studiren. Da sollte er

Schuster werden, und nur die segensreiche Dazwischenkunft des gelehrten Arztes Nothmann zu Werjö, der Linné's Neigung und vorzügliche Anlagen zum Studium der Naturwissenschaften entdeckte, und dessen Eltern durch Vorstellungen zur Nachgiebigkeit gestimmt hatte, rettete ihn von der Erlernung des Handwerks. Unter Anleitung des genannten Arztes, der ihn zu sich genommen und ihm den Gebrauch seiner vorzüglichen Bibliothek gestattet hatte, setzte nun Linné sein Lieblingsstudium auf's Eifrigste fort, und bezog in einem Alter von 20 Jahren die Universität von Lund, wo er Pflanzenkunde und, zum künftigen Broderwerbe, die Arzneiwissenschaft fleißig studirte, sich aber dabei äußerst kümmerlich behelfen mußte, bis er die Zuneigung des Professors Kilian Stobäus gewann, der ihn in sein Haus aufnahm und ihm für sein Studium sehr nützlich wurde. Nach einem einjährigen Aufenthalte zu Lund ging er auf die schwedische Universität zu Upsala, wo er sich Anfangs ebenfalls in sehr beschränkten ökonomischen Verhältnissen befand. Doch auch hier leuchtete ihm endlich ein Glücksstern, er erwarb sich die Liebe zweier berühmter Professoren, des Dlaus Celsius und Dlaus Rudbeck, an deren literarischem Wirken Theil zu nehmen ihm gestattet wurde, indem er Ersterem an einem gelehrten Werke, „über die biblischen Pflanzen,“ half, und für Letztern einige Vorträge im botanischen Garten hielt. 1731 wurde er von der Akademie der Wissenschaften, mit einem Reisegelde von 50 Rthlen., auf Empfehlung des Celsius, nach Lappland geschickt, zur nähern Untersuchung und Kenntniß der Produkte dieses Landstrichs. Die Resultate dieser sechsmonatlichen Reise waren die erwünschtesten. Er begann nun, Vorlesungen zu halten, die sehr stark besucht wurden; allein es gelang den aus Neid hervorgegangenen Bemühungen eines gewissen Professors Rosen, seine Thätigkeit zu unterdrücken. Kurz darauf machte er mit den Söhnen des Barons von Neuterholm, Gouverneurs von Dalecarlien, und einigen andern jungen Naturforschern eine Reise durch die schwedischen Provinzen; blieb längere Zeit zu Fahlun, wo ihn die berühmten Kupferbergwerke beschäftigten, und hielt Bergwerksvorlesungen, wodurch er in dem Orte vortheilhaft bekannt wurde, unter andern auch dem dortigen Arzte Moräus, dessen Tochter er im Jahre 1739 heirathete. Schon im Jahre 1735 verließ er indeß Fahlun, ging über Kopenhagen und Hamburg, wo er einige Zeit blieb, nach der holländischen Universität Harderwyk und ward daselbst Doktor. Das hierzu nöthige Geld (100 Dukaten) hatte er von seiner nachherigen Gattin zum Geschenk erhalten. Um sich zum praktischen Arzte vollkommen auszubilden, begab er sich von da nach Leyden, wo Boerhave, Burmann und Gronov seine Lehrer und vertrauten Freunde wurden. Die angenehmste Beschäftigung und den reichsten Gelderwerb während anderthalb Jahren gewährte ihm die Anordnung und Beschreibung des berühmten Clifort'schen Gartens zu Hartecamp, ohnweit Harlem. In diesem Zeitraume erschienen mehrere seiner berühmtesten Werke; eine Reise nach England und Frankreich aber verschaffte ihm die Bekanntschaft



der berühmtesten Botaniker seiner Zeit. Im Septbr. 1738 kehrte er nach Stockholm zurück, lebte einige Zeit als praktizirender Arzt daselbst, und bekam als solcher eine Anstellung bei der Admiralität. Später übertrug ihm der Staatsminister Graf Tessin, der sein Gönner und Freund geworden war, die Anordnung der königlichen Naturaliensammlungen, und ernannte ihn zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften; 1742 wurde er Professor der Botanik zu Upsala, 1753 Ritter des Nordsternordens, 1756 in den Adelsstand erhoben, sein Jahrgelohalt verdoppelt und ihm ein Landgut vom Könige Gustav III. geschenkt. Sein Ruhm erscholl durch ganz Europa, von mehreren Regierungen ergingen die schmeichelhaftesten und glänzendsten Einladungen an ihn, er schlug sie sämmtlich aus. Die meisten und berühmtesten Akademien Europa's ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Nach einer unausgesetzten Thätigkeit, womit Linné den Wissenschaften und der Welt genützt hatte, starb er am 10. Januar 1778. Im Jahre 1819 wurde ihm auf Befehl des Königs in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet. Er hinterließ mehrere Töchter und einen Sohn, der des Vaters Professur zu Upsala erhielt, aber schon 1783 ihm in's Grab folgte. Ueber sein System der Pflanzenkunde berichten wir nächstens.

### Lebensversicherungen.

So Mancher, der von Versicherung des Lebens hört, denkt sich wohl dabei etwas Anderes, als dieser Ausdruck sagen will. Man darf sich auch darüber nicht wundern, weil diese Art Versicherungen erst seit wenigen Jahren in Deutschland einheimisch und ihre Benennung wirklich eine uneigentliche ist, die zu dem Glauben verleiten könnte, es sey nun zu den vielen Erfundungen unserer Zeit auch die Kunst, das menschliche Leben auf eine gewisse Zeit sicher zu stellen, hinzugekommen. Um diejenigen, denen die Bedeutung der Lebensversicherungen noch unbekannt ist, zu belehren und ihnen die vielfältige Nützbarkeit derselben zu zeigen, möge Folgendes in diesem, dem Wissenswerthen und Gemeinnützigen gewidmeten Blatte einen Platz finden.

Wenn ein Familienvater auch noch so eifrig bemüht ist, durch Ersparnisse ein Kapital für den einstigen Unterhalt der Seinen zu sammeln, so wird er doch über den Erfolg dieser Bestrebungen zweifelhaft bleiben, da sein Lebensende früher eintreten kann, als er ein hinreichendes Kapital zu sammeln vermag. Wer sich von dieser Sorge befreien will, erreicht dieß, indem er diejenige Summe, welche er den Seinen zu hinterlassen wünscht, auf sein Leben versichern läßt. Die Anstalt nämlich, bei der er eine solche Versicherung bewirkt, verpflichtet sich, die von ihm vorausbestimmte Summe bei seinem Ableben an seine Erben auszuzahlen. Der Versicherte zahlt dagegen, so lange er lebt, jährliche, nach Verhältnis der versicherten Summe und seines Alters bemessene Beiträge (Prämien) an die Anstalt, die sonach Verwalterin seiner Ersparnisse und Bürge dafür wird, daß das Kapital, das er den Seinen hinterlassen will, ihnen werden wird, wenn auch die bis zu seinem Tode gemachten jährlichen Einlagen zusammengenommen bei weitem noch nicht jenem Kapital gleichkommen.

Die Lebensversicherungs-Anstalten haben auf diese Weise sowohl mit unsern Leichen- und Sterbekassen, als auch mit der Sparkasse Aehnlichkeit. Von jenen unterscheiden sie sich besonders dadurch, daß sowohl kleine als große Summen (z. B. von 300 bis 8000 Thlr.) ver-

sichert werden können, während bei den Leichenkassen die nach dem Tode eines Mitgliedes zu empfangende Summe unveränderlich und in der Regel nur von geringem Belange ist. Auch entrichten bei diesen die jüngern Mitglieder gleiche Beiträge, wie die älteren, und sind daher gegen diese zurückgesetzt, wozegen die Lebensversicherungs-Anstalten die zu leistenden Beiträge nach dem Alter der Einzahlenden bemessen haben, und so Keinen vor dem Andern begünstigen. Bei den Sparkassen kann ein Kapital nur durch wirkliche allmähliche Einzahlung desselben, mithin durch kleine Ersparnisse nur dann erworben werden, wenn der Einzahler eine Reihe von Jahren hindurch am Leben bleibt. Bei den Lebensversicherungs-Anstalten wird aber, wie schon erwähnt, das volle Kapital gewährt, wenn auch bei dem Tode des Versicherten erst ein ganz kleiner Theil desselben von ihm eingezahlt seyn sollte, so daß die wirkliche Versorgung derjenigen, für welche der Einzahler bemüht ist, nicht, wie bei jenen, auf der gewagten Voraussetzung einer langen Lebensdauer beruht.

Bei Wittwenkassen wird den Frauen, wenn sie ihre Männer überleben, ein jährlicher Altersgehalt für ihre übrige Lebensdauer gewährt. Stirbt aber die Ehefrau vor dem Gatten, so sind die bezahlten Beiträge für diesen verloren. Anders ist es bei Lebensversicherungen; hier wird nach dem Tode des Versicherten nicht eine jährliche Rente, sondern ein bestimmtes Kapital auf einmal ausgezahlt, und es ist nicht erforderlich, daß dann eine andere bestimmte Person (wie z. B. bei Wittwenkassen die Gattin) noch am Leben sey, sondern die Zahlung erfolgt entweder überhaupt an die vorhandenen Erben, oder an den, der die Versicherungsurkunde (Police) in Händen hat.

Diese Einrichtung bewirkt, daß die Lebensversicherungen zu vielen Zwecken dienlicher sind, als die Wittwenkassen. Eine Wittve, die nach dem Tode ihres Mannes eine Pension von einigen Hundert Thalern erhält, wird für die Erziehung ihrer Kinder wenig aufwenden können. Erbt sie aber anstatt dessen ein Kapital von einigen Tausend Thalern, so kann sie mit Hilfe desselben das Fortkommen ihrer Söhne bewirken und diese so wieder in den Stand setzen, für den Unterhalt der Mutter zu sorgen. So wird auch eine Lebensversicherung wichtig in allen den Fällen, wo bei dem Todesfalle einer Person eine gewisse Zahlung zu leisten ist, oder wo in Folge eines Sterbefalles der Verlust eines Kapitals eintreten könnte, z. B. bei Verlehen, die an Jemanden auf seine Lebenszeit gegeben sind, bei Unternehmungen, wo Gelder verwendet wurden, die beim Absterben des Eigenthümers zurückgezahlt werden müssen, so wie auch bei Bürgschaften und Borschüssen, wobei das geschenkte Vertrauen nur auf den Talenten und dem Charakter des Empfängers beruht, und die mithin, wenn er sterben sollte, ihre Sicherheit verlieren würden. Auf diese Weise dienen die Lebensversicherungen zur Unterstützung und Erhöhung des persönlichen Credits, der außerdem durch die Besorgniß, daß der Schuldner vor Zurückgabe des Darlehens sterben und letzteres dadurch verloren gehen könnte, nur zu oft gestört werden würde.

Noch so manche andere Verhältnisse des Lebens gibt es, bei denen Lebensversicherungen werthvoll, ja oft das einzige Mittel sind, um einen guten Zweck zu erreichen. Besitzer von Majoraten oder Mannlehnsgütern, die ihren jüngern Söhnen und Töchtern ein unabhängiges Vermögen sichern wollen; Personen, die ihren treuen Diener bedenken, oder überhaupt eine Schuld der Dankbarkeit gegen Jemanden im Sterben abtragen



wollen, jedoch ohne Wissen und nicht zum Nachtheile der gesetzlichen Erben — alle diese können dazu nicht leichter gelangen, als wenn sie die Ueberschüsse ihres Einkommens in eine Versicherungsanstalt einlegen, und denen, die sie bedenken wollen, die Policen zur einstigen Erhebung der versicherten Kapitale übergeben. Will Jemand, der eine Leibrente bezieht, daraus ein Kapital für seine Erben bilden, so gibt es offenbar kein besseres Mittel, als wenn er, mittelst der Rente, sein Leben für eine entsprechende Summe versichert, welche dann bei seinem Tode die Hinterbliebenen empfangen werden.

Die Anwendung der Lebensversicherungen wurde früher dadurch erschwert, daß man sich deshalb an englische Anstalten wenden mußte, was mit beträchtlichem Kostenaufwande und Zeitverluste verbunden war. Dieser Uebelstand ist nun gehoben, nachdem im Jahre 1829 durch die Bemühungen einiger gemeinnützigen Männer ein Verein für gegenseitige Lebensversicherung unter dem Namen „Lebensversicherungsbank für Deutschland.“ in Gotha gebildet worden ist. In etwa 300 Städten Deutschlands bestehen gegenwärtig Agentenschaften derselben, und damit der Beitritt überall gleich bequem sey, trägt die Gesellschaft alles Porto zwischen Gotha und den Agentenschaften, so daß der sich Versicherende, er mag auch bei dem fernsten Agenten sich melden, außer dem festen Jahresbeitrage, durchaus keine Nebenkosten, mithin nicht mehr zu zahlen hat, als wenn er sich in Gotha selbst versicherte. Aus dem Wesen des gegenseitigen Vereins folgt demnach, daß alle Ersparnisse oder Ueberschüsse desselben den Versicherten (in der Form von Dividenden) wieder zufließen, wodurch den Theilhabern eine nicht unbeträchtliche Erleichterung gewährt wird. Die Verwaltung ist öffentlich und durch drei Ausschüsse von Versicherten geleitet. Wie sehr diese Unternehmung Beifall fand, zeigt die fortwährende Zunahme der Bank an Mitgliedern und an Fonds. Sie zählt bereits mehr als 4400 Versicherte und über 8 Millionen Thaler Versicherungssumme; an die Theilhaber wurden in diesem Jahre bereits 48,941 Thlr. aus dem Sicherheitsfonds zurückbezahlt und 108,000 Thlr., als fernere Ersparniß, liegen für sie zur Zurückgabe bereit. An die Erben Verstorbener wurden, seit Eröffnung der Anstalt bis jetzt, ungefähre 225,000 Thlr. ausgezahlt, und mehr als hundert deutsche Familien empfangen bereits mehr oder minder beträchtliche Kapitale aus der Kasse des Vereins, als Früchte der klugen Vorsorge derer, welche eine Sicherheit gegen die Ungewißheit der menschlichen Lebensdauer dafelbst suchten und fanden.

### Sincapur, in der Meerenge von Malakka.

Diese Stadt liefert einen Beweis davon, was der Seehandel einer großen Nation vermag, wenn er durch weise und zweckmäßige Anordnungen aufgemuntert und geleitet wird. Noch einige Jahre nach dem Frieden von 1814 sah man auf Sincapur nichts, als dichte Wälder und an dem Meeresufer nur armselige Fischerhütten. Und doch beherrscht diese wilde Insel die Meerenge, welche Indien mit China verbindet; wenige Tage einer leichten Schifffahrt konnten die Kauffarthenschiffe von den Sundainseln, von dem Meerbusen von Siam und von den zahlreichen Inseln, welche die nahen Meere bedecken, an ihre Ufer bringen. Die Holländer, welche sich 1641 an der Küste festsetzten, nachdem früher die Portugiesen hier Niederlassungen gehabt, bereicherten sich in

Batavia durch den Handel, den sie allein in diese Gegenden trieben. England vernahm den Ruf der Malayen, welche sich eben so ungerechten als übermäßigen Abgaben zu unterwerfen gezwungen waren, und nahm sogleich des Vortheils wahr, den es daraus ziehen konnte: Sincapur wurde eine blühende Stadt, ein Freihafen (1818), wo alle Schiffe, außer den amerikanischen, ohne eine Abgabe zu entrichten, landen konnten.

Der Wohlstand dieser neuen Niederlassung hat sich von Jahr zu Jahr auf fast unglaubliche Weise vermehrt; die Zahl der Einwohner, damals 150, betrug im Jahre 1825 schon 18,000 (jetzt 30,000). Sie ist die Niederlage des bedeutenden Handels Europa's mit diesem Theile Asiens und den großen Inseln in der Nähe geworden; die schöne, sichere Rhede ist fortwährend mit den Flaggen aller Handelsmächte bedeckt; der Hafen kann kaum die Menge der malayischen Küstenfahrer fassen, welche hieher kommen, um Zucker, Kaffee, schönes Holz von Siam, berühmtes Zinn von den Inseln Banka und Bintang, und tausend andere köstlichere Produkte gegen europäische Waaren umzutauschen, deren Verbrauch sehr bedeutend ist, da sie ohne Abgaben und zu einer sehr mäßigen Tare eingeführt werden. Der Zweck der englischen Kompagnie bei der Gründung von Sincapur scheint der gewesen zu seyn, ein vortheilhaftes Mittel zum Absatze ihrer großen Waarenmenge zu finden, womit ihre Magazine in Ostindien angefüllt waren.

Die Insel Sincapur, die in einem so kurzen Zeitraume so große Veränderungen erfahren hat, kann zehn Stunden von Ost nach West haben, und fünf Stunden in ihrer größten Breite von Nord nach Süd. Sie ist von mehreren andern kleinen Inseln umgeben, welche unbewohnt und mit Wald bedeckt sind. Ihr Boden wird von kleinen Hügeln gebildet und zeigt eine Menge malerischer Gruppen.

Die gleichnamige Stadt liegt an einer sehr schönen Bai, an den Ufern eines Flusses, der sie in zwei Theile scheidet. Das Gewimmel der indischen Rähne und einer Menge Fahrzeuge, welche die erwartete Schiffsladung an Bord haben, oder die aus Europa oder Indien kommenden Waaren an's Ufer führen; endlich ganze Flotten Küstenfahrer und malayischer Pros (Barcken mit ungemein hohen Vorder- und Hintertheilen), welche mit ihren zahlreichen und langen Rudern in den Hafen einlaufen: dieß Alles gewährt den Anblick der größten Thätigkeit und Betriebsamkeit. Die lange, weiße Reihe schöner Häuser, welche sich längs dem Meere hinzieht, und die reizenden Wohnungen auf einer entfernteren Fläche, stehen auf eine anziehende Weise gegen das öde, von dunklem Grün beschattete Ufer ab, und gegen die hohen Berge, in deren dichtesten Wäldern ungeheure Tiger haufen, die einzigen Feinde der Seeräuber, welche dort den Gewinn ihrer Verwüstungen zu verbergen suchen.

In den Straßen der Stadt wogt eine Menge Menschen von verschiedener Farbe, Kleidung und Sprache, unter denen sich durch ihre weiße Figur, die Form ihrer Augen und die große Kleinlichkeit der Kleidung die Chinesen auszeichnen, welche ausschließlich die Klasse der Ackerbauer und Arbeiter bilden. Man kann sie nicht verwechseln mit den malayischen Seelenten, von kupfriger und sonnenverbrannter Gesichtsfarbe, mit dem wilden Blicke und kurzer, untersehter Gestalt. Die schwarzen, krausen und schmutzigen Haare der Letztern und eine Stirn, auf der die Bosheit und Falschheit abgedrückt ist, bedeckt ein Strohhut in Form



eines Kegels; ein Paar Weinkleider von blauer Leinwand macht die ganze Kleidung aus.

Die große Anzahl der in kurzer Zeit vollendeten Schanzwerke giebt Sincapur in den Augen des neuen Ankömmlings ein Ansehen des Alters; wenn er aber weiter in das Innere der Insel dringt, so findet er wieder die Spuren der wilden Natur, welche unter den Bemühungen der Civilisation erstirbt. Ein ziemlich zusammenhängender Weg geht um überschwemmten

Boden, welchen eine Menge schlechter auf Pfählen gebauter Hütten bedeckt; weiterhin erblickt man Zuckerrohr von großer Schönheit auf einem weniger sumpfigen Boden; an den Abhängen der Hügel scheinen Zimmet- und Würznägeleinbäume den Waldbäumen den Platz streitig zu machen; aber bald erscheint die wilde Natur wieder in ihrer düstern Pracht. Dichte Wälder nehmen den Wanderer auf, deren schweigende Dede seine Seele in ehrerbietigen Ernst versenkt.

### Holyrood House zu Edinburgh in Schottland.



Das Innere der Holyrood-Kapelle.

Der westliche Theil von Edinburgh ist längs dem Rücken eines etwas steilen Berges erbauet und erstreckt sich ungefähr eine engl. Meile (von 5280 Fuß) von Osten nach Westen hin. Am westlichen Ende der Straße steht das Schloß oben auf einem hohen und steilen Felsen; an seinem entgegengesetzten Ende, welches niedrig liegt, ist der Palast von Holyrood House, welcher gewöhnlich die Abtei heißt. In der That war es lange vorher ein Kloster, ehe es ein königlicher Aufenthaltsort wurde. Jenes stiftete der schottische König David I. Der Name Holyrood („heiliges Kreuz“) wurde von einem silbernen Kreuze hergeleitet, das ein Engel dem Stifter des Klosters über-

reicht haben sollte, als er eines Tages auf der Stelle jagte, wo die Abtei nachmals erbauet wurde. Holyrood House wurde von seinem Stifter und mehreren seiner Nachfolger reichlich mit Ländereien und Vorrechten beschenkt; hat aber viele widerwärtige Schicksale erlitten, und im Jahre 1544 brannte die ganze Kirche bis auf den Grund nieder, mit Ausnahme des Schiffs, welches nachmals als Kapelle gebraucht ward.

Die früheste Nachricht, welche wir von dem Daseyn eines Palastes zu Holyrood haben, geht nicht weiter, als bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts zurück; 1503 wird er zuerst erwähnt. Im Jahre 1528



vermehrte Jakob V. die schon vorhandenen Gebäude gar sehr, oder bauete vielmehr das Ganze von Grund aus neu auf. Ein großer Theil davon ward von den Engländern 1544 niedergebrannt, aber bald wieder hergestellt, und ein neuer Palast nach einem größern Maasstabe angebauet. Wahrscheinlich war er bedeutend größer, als der gegenwärtige. So lange die unglückliche Maria Stuart Königin war, hatte sie

ihren Hauptaufenthalt daselbst. Hier hielt auch ihr Sohn, Jakob VI., seinen Hof, bis er den englischen Thron bestieg. Ein beträchtlicher Theil dieses Gebäudes ward späterhin von Cromwell's Soldaten niedergebrannt, und lag bis zum Jahre 1670 in Ruinen, wo auf Befehl Karl's II. das gegenwärtige Gebäude nach einer Zeichnung des Sir William Bruce begonnen ward.



Die westliche Fronte des Holyrood-Palastes.

Der gegenwärtige Holyrood-Palast ist ein schönes steinernes Gebäude, mit einem Hofe umgeben, der beinahe ein Viereck bildet, indem jede Seite ungefähr 230 Fuß lang ist. Die vier verschiedenen Gebäude reihen sich an jedem Ende mit Thürmen versehen, und eine Halle, von Pfeilern getragen, geht im Innern rund um das Ganze herum. Der nordwestliche Theil ist noch der einzige Ueberrest des Gebäudes, welches Jakob V. erbauet hatte, und seine Zimmer sind höchst interessant. Hier befindet sich das Staats- und das Schlafzimmer der Königin Maria mit den alten noch übrigen Geräthschaften und einigen Stücken, welche sie selbst verfertigt haben soll. In einem kleinen Kabinette neben diesem Schlafzimmer saß sie Abends bei Tische mit ihrer Halbschwester, der Gräfin von Argyle, als Darnley und seine Mitverschwornen hereinstürzten, ihren Liebling Rizzio herauschleppten und ihn an der Zimmerthür erstachen. Der Unglückliche erhielt gegen 50 Wunden. Die Fallthür oder die Oeffnung auf dem daran stoßenden Gange, den man aus dem darunter befindlichen Zimmer hinaufging, wird noch gezeigt. Der Prätendent, Karl Eduard, nahm von diesen Zimmern Besitz, als er im Jahre 1745 eine kurze Zeit in Edinburgh verweilte, und soll in Maria Stuart's Bette geschlafen haben. Dasselbe Bette, das noch immer seine vorige Stelle einnimmt, empfing auch wenige Monate

darauf den Sieger, den Herzog von Cumberland, als das Gemischel bei Culloden auf immer den Streit zwischen den Häusern Stuart und Hannover entschied hatte. In spätern Zeiten diente es zwei Mal zum Zufluchtsorte für die vertriebenen Fürsten aus einem andern Hause: König Karl X. hielt sich, als er noch Graf von Artois war, von 1795 bis 1799 mit seinen beiden Söhnen, den Herzögen von Angouleme und Berry daselbst auf; und als er im Jahre 1830 zum zweiten Male aus Frankreich vertrieben ward, fand er mit seiner Familie wieder einen Zufluchtsort daselbst.

Als Georg IV., König von Großbritannien, im Jahre 1822 Edinburgh besuchte, waren die Staatszimmer in Holyrood-House mit großer Pracht eingerichtet worden: vergoldete und mit Spiegeln verzierte Wände leuchteten noch einmal wieder im Glanze der vormaligen Herrlichkeit. Auf die Wiederherstellung des Palastes hat man auch seitdem von den Kroneinkünften ansehnliche Summen verwandt und daher viele Ausbesserungen und Veränderungen ausgeführt. Das größte Zimmer, welches er enthält, ist eine Gallerie auf der Nordseite, 145 Fuß lang, 25 Fuß breit und 18½ Fuß hoch. Diese Gallerie ist mit 111 Bildnissen von schottischen Königen geziert, welche alle von einem niederländischen Künstler, Namens de Witt, welchen Jakob VII. in dieser Absicht mit herüberbrachte, erfunden und gemalt sind. Sie haben daher größern Werth



als Kunstwerke, denn als geschichtliche Denkmäler. In dieser Galerie findet auch die Wahl der schottländischen Pairs zum britischen Parlamente Statt.

Nächst den Zimmern der Königin Maria ist die alte Kapelle der interessanteste Theil von Holyrood House; sie besteht jedoch, wie schon erwähnt, blos aus dem Schiffe der ursprünglichen Abteikirche. Diese Ruine — denn sie ist jetzt weiter nichts mehr — hat im Laufe der neuen Wiederherstellungen solche Ausbesserungen erhalten, welche wenigstens eine Zeit lang die weitern Fortschritte des Verfalls aufhalten werden.

Holyrood House ist als königlicher Palast noch immer eine Schutzstätte für zahlungsunfähige Schuldner, die nicht blos in Hinsicht ihrer Sachen, sondern auch ihrer Personen, Schutz genießen. Derselbe erstreckt sich sowohl innerhalb der Ringmauern des Palastes, als auch in dem ganzen daran stoßenden königl. Parke, der gegen drei englische Meilen im Umfange hat.

### Hemden und Mützen auf den Bäumen.

Alexander v. Humboldt erzählt: Wir sahen am Abhange der Cernea Ouida (in Süd-Amerika) Hemdenbäume von 50 Fuß Höhe. Die Indianer schneiden die gewöhnlich 2 Fuß dicken Stämme in kleinere Stücke, von denen sie die rothe, faserige Rinde abzuschälen verstehen, ohne einen Einschnitt der Länge nach zu machen. Diese Rinde dient ihnen statt eines Kleides ohne Naht, welches das Ansehen starker Sackleinwand hat. Die obere Oeffnung dient für den Kopf, und zwei kleinere werden für die Arme an den Seiten eingeschnitten. Die Einwohner tragen diese Hemden besonders in der Regenzeit. Dazu passen die Mützen recht gut, welche die Blüthen einer gewissen Palmart bilden, und die grober Strickerei täuschend ähnlich sehen.

### Der rechte Grund der Sparsamkeit.

In Marseille lebte ein Greis, Namens Guyot. Er sammelte ein ansehnliches Vermögen durch seinen thätigen Gewerbefleiß und durch seine große, Jedermann bekannte Sparsamkeit in persönlichen Bedürfnissen, im Vergleiche gegen seine Standesgenossen, weshalb ihn der ungezogene dortige Pöbel oft, wenn er auf der Straße erschien, als einen Geizhals zu verschreien pflegte. Sehr unerwartet erhielt sein Testament Folgendes: „Von meiner Jugend her habe ich wahrgenommen, daß die Armuth in Marseille wegen Mangels an gutem Wasser oft Noth leidet, da sie es theuer kaufen muß. Ich habe in meinem langen Leben gespart, um ihr Wasser unentgeltlich zu verschaffen, und vermache meinen ganzen Nachlaß zum Behuf einer Wasserleitung nach Marseille, damit die Armen umsonst gutes Wasser erhalten können.“

### Betrug im Handel schadet dem Betrüger.

Der Boden und das Klima von Irland ist dem Flachsbau sehr günstig, und der dortige Flachs würde auch in England einen guten Preis finden; aber die Irländer suchen betrügerisch dessen Gewicht zu vermehren, indem sie den Flachs vor dem Verkaufe dem Dampfe aussetzen, was später eine Erhöhung des Flaches veranlassen kann, oder Kiesel und Unrath in die Mitte

der Bündel verbergen. Die nothwendige Folge davon ist, daß nun der irländische Flachs der wohlfeilste auf dem Markte in England zu seyn pflegt, und doch Jeder der Bedenken trägt, einen Handel darin abzuschließen.

## Gemeinnütziges.

1.

### Wie vermehrt man auf unschädliche Weise das Gewicht des Roggenbrods?

Man kocht ein Pfund Kleie vom Roggen eine Stunde lang im Wasser, ungefähr 1000 Kubitzoll oder weniger, rührt die Masse, zur Verhinderung des Anbrennens, häufig um und gießt hernach die Flüssigkeit langsam durch ein leinenes Tuch, damit die Hüllen zurückbleiben, und knetet mit diesem warmen Wasser das Mehl, wodurch nicht nur das Brodgewicht ansehnlich vermehrt, sondern auch das so zubereitete Brod weit verdaulicher wird. Je mehr man Kleie im Verhältnisse zum Wasser nimmt, desto vortheilhafter ist diese Operation des Auskochen, nur darf das fleißige Umrühren nicht verabsäumt werden. Auch auf Weizenbrod wirkt die nämliche Operation eben so günstig. Natürlich ist aber dann die Kleie weit weniger nahrhaft und nur noch als Düngmittel dienlich. Doch will man in Frankreich und England behaupten, daß sie auch dann noch das Vieh nähre, obgleich weit weniger, als vor der Abkochung.

2.

### Elektrische Bürste des Hrn. Lemolt in Paris.

Diese Bürste, auf deren harziger und metallischer Oberfläche die flüssige elektrische Materie vorhanden ist, verbreitet durch die Reibung auf den gebürsteten, leidenden Theilen eine angenehme, frische Kühle, ohne Erschütterung, Funken oder Schmerzen, und erregt einen Reiz auf der Haut, welcher sich dem Nerven-, Muskel- und Blutssysteme mittheilt. Es folgt darauf Ausdünstung, ein frischerer Blutumlauf, mehr Kraft in den Gliedmaßen, Gefühl der Stärke und ein heilsamer Schlaf.

## W o c h e.

Am 28. September 1813 wurde Kassel, die Hauptstadt des neuerrichteten Königreichs Westphalen, durch ein russisches Heer unter der Anführung des kampfgeübten Czernitschew das erste Mal besetzt.

Am 29. September 1824 starb zu Marburg der überaus menschenfreundliche Kreisphysikus Dr. Johann Jakob Georg Justi. Er war in der eben genannten Stadt am 8. August 1779 geboren und hatte daselbst seinen Unterricht erhalten. Die Uneigennützigkeit und sein ausgebreitetes segensreiches Wirken, in welchem dieser tüchtige, gelehrte und gewissenhafte Arzt arme Kranke unentgeltlich heilte, ja sie noch außerdem beschenkte, muß ihm nicht nur die Verehrung aller Menschenfreunde, ja sie muß ihm selbst ein Wort dankbarer Erwähnung in den Geschichtsbüchern der Deutschen erwerben.

Am 30. September 1745 erfocht König Friedrich II. von Preußen bei Trautenau und Sorr in Böhmen über ein dem seinigen um die Hälfte überlegenes österreichisches Heer unter dem Herzoge Karl von



Lothringen, einen glänzenden Sieg, demohingeachtet verließ er, wegen Mangels an Lebensmitteln und fortwährender Beunruhigung durch Schaaren ungarischer Reiterei, Böhmen bald wieder.

Am 1. Oktober 1310 nahm der Herzog Ludwig von Baiern gemeinschaftlich mit seinem Bruder Rudolph eine Theilung des genannten Landes vor, vermöge welcher Ludwig den zwischen dem Lech und der Isar bis an die Donau sich erstreckenden Theil von Oberbaiern für sich behielt, die Pfalz aber beiden Brüdern gemeinschaftlich blieb. Durch Ludwig's Unzufriedenheit entstand aber bald ein blutiger Bürgerkrieg, zu dessen Beendigung Rudolph jedoch nach zwei Jahren die Gemeinschaft wieder herstellte.

Am 2. Oktober 1529 hielten die Häupter der beiden protestantischen Parteien in der Stadt Marburg ein Privatgespräch, das sogenannte „Marburger Colloquium“, dessen Gegenstand besonders die Lehre vom heiligen Abendmahl und dessen Feier war. Es hatten sich zu dieser Unterredung Tags vorher eingefunden: Aus Wittenberg: Martin Luther, Philipp Melancthon, Justus Jonas, Wrbnius und Mycanius; aus der Schweiz: Ulrich Zwingli und Dekolampadius; aus Straßburg: Bucer und Hedio; aus Nürnberg: Osiander; aus Augsburg: Agricola und aus Schwäbisch Halle Brenz. Der Landgraf Philipp von Hessen, der gleichfalls zwei Männer, Schnef und Dionysius, an der Unterredung Theil nehmen ließ, war vergebens bemüht, durch Vermittlung eine Vereinigung zwischen den genannten Theologen hervorzubringen, sie verließen sämmtlich schon am 4. Oktober 1529 die Stadt Marburg.

Am 3. Oktober 1720 wurde Johann Peter U, der Sänger der Weisheit, dessen Namen alle Freunde des Guten und Schönen mit Achtung aussprechen, dessen Verdienste um die deutsche Literatur ihm ein stetes dankbares Andenken in dem Gedächtnisse der Deutschen erhalten werden, zu Ansbach geboren. In seinem neunzehnten Jahre bezog er die Universität Halle, um die Rechte zu studiren. Hier ward er der vertraute Freund des alters- und sinnes-gleichen Dichters Gleim. 1743 kehrte U nach Ansbach zurück, und trat, als Sekretär beim Justiz-Collegium, 1748 in's Geschäftsleben ein. U versuchte sich mit großem Glücke in Uebersetzungen römischer und griechischer Schriftsteller, in scherzhafte und geistlichen Liedern, in der Ode, im Heldegedichte, im Lehrgedichte und in poetischen Briefen. Doch schon im Jahre 1763 hörte er zu dichten auf, woran die überhäuftten Amtsgeschäfte die Schuld hatten. Er starb den 12. Mai 1796 in einem Alter von 76 Jahren als königl. preussischer Justizrath und Landrichter zu Ansbach.

Am 4. Oktober 1247 wurde der Sohn des Grafen Florenz II. und Mechtilden's, einer Tochter Heinrich's I., Herzogs von Brabant, Wilhelm, Graf von Holland, auf Betrieb des Papstes Innocenz IV., zum römisch-deutschen Kaiser erwählt, konnte aber nicht zum ruhigen und ungestörten Besitze der ertheilten Krone gelangen.

### Der Thee.

Es giebt zwei Arten von Theepflanzen: der braune Thee und der grüne Thee. Der braune Thee (*thea bohea*), Theebo-he, Theebou genannt, ist ein mehre Jahre ausdauernder, 5 bis 6 Fuß hoher Strauch, der, so viel man weiß, bloß in China und auf Japan wild ange troffen wird. Von unten auf ist er mit Nestern besetzt,

die sich wiederum in viele größere und kleinere Zweige ausbreiten. Die Blätter sitzen auf kurzen Stielen wechselsweise an den Zweigen, sind elliptisch, glatt, vorne etwas abgestumpft, gezähnt und ohne Blattansätze. Aus den Blattwinkeln treiben im Frühjahr die rötlich weißen Blüthen hervor, welche dem äußern Ansehen nach einer einfachen wilden Rose gleichen. Sie haben 6 Blumenkronblätter und dies ist das Gattungskennzeichen, wodurch man den braunen Thee am deutlichsten von dem grünen unterscheidet. Nach der Blüthe erscheinen runde Saamenkapseln, wovon nicht allemal drei, sondern oft nur zwei beisammen sitzen, weil die Decke nicht immer ausgebildet wird. Zur Zeit der Reife gleichen sie an Größe und Gestalt unsern Schlehren und haben ein dünnes schwarzes Fleisch, das übel schmeckt. Jede Kapsel enthält drei Fächer, in deren jedem eine harte runde Nuß mit ihrem Kerne liegt. Ist sie überreif, so springt sie von selbst auf, und die Saamen fallen heraus, welche letztere nicht bloß zur Fortpflanzung des Strauchs dienen, sondern auch ein Del liefern, welches die Chinesen zu benutzen wissen. Die ersten Pflanzen dieser Theegattung brachte der schwedische Schiffskapitän Ekberg den 3. Okt. 1763 nach Europa. Jetzt hat man sie in vielen Kunstgärten in diesem Erdtheile.

Der grüne Thee (*thea viridis*) kommt dem braunen im Wuchse gleich, nur sind seine Blätter länger und die Blüthen haben 9 Kronenblätter. Der grüne Thee hat mit dem braunen einerlei Vaterland. In China hält man für das Theeland die Strecke zwischen dem 30 — 33° N. B. und zwar auf der Ostseite. Nördlicher würde das Land für den Thee zu kalt und südlicher zu heiß seyn. Doch sieht man einige kleine Theepflanzungen in der Nähe von Canton.

Man bauet die Theepflanze in China und auf Japan mit Fleiß und in großer Menge an; dieß thut man vorzüglich in bergigten Gegenden, besonders in der Provinz Fo-tschien des ersten Reichs. Die Begleiter der engl. Gesandtschaft unter Lord Macartney fanden die Ländereien daselbst statt der Zäune durch Erd-dämme von einander geschieden. Auf denselben standen sowohl an den beiden Seiten, als auf der obern Fläche Theestrauche. Der Saame wird in geraden Linien 4 Fuß weit auseinander gesteckt und das Land beständig rein gehalten. Der Strauch bildet keinen eigentlichen Stamm, sondern sproßt vielzweigig aus der Erde hervor, wie bei uns der Rosenstrauch. Um die Blätter desto bequemer abpflücken zu können, läßt man ihn nicht hoch wachsen. Die Benutzung fängt vom dritten Jahre an und dauert bis zum siebenten Jahre. Zur Düngung des Bodens nimmt man Pferdemist. Nach dem siebenten oder höchstens zehnten Jahre wird der ganze Strauch bis auf die Wurzel abgehauen, damit er wieder frische Triebe giebt, weil die alten keine guten Blätter mehr treiben. Der beste Boden ist der leichteste feinierte.

Die Blätter werden nach dem Alter des Strauchs jährlich ein bis vier Mal abgepflückt. Am gewöhnlichsten giebt es drei Ernten. Die erste beginnt um die Mitte des Aprils, die zweite in der Mitte des Sommers, die letzte findet während des Augusts und Septembers Statt. Eine andere Nachricht sagt, daß die erste Ernte zu Ende des Februars, wo der Theestrauch seine Blätter hervortreibt, — welchen Thee man den Kaiserthee nennt, den bloß der Kaiser und die Vornehmen des Reichs trinken — die zweite zu Anfange des Aprils, und die dritte im Mai falle. Daß der Thee nicht von einerlei Güte ist, hängt nicht bloß von der



Beschaffenheit der Blätter und von ihrem Alter, sondern auch von dem Standorte, dem Boden, dem sorgfältigen Abpflücken und von der fernern Behandlung ab. Die zweite Ernte liefert schlechtere Sorten und die dritte die geringsten und wohlfeilsten. Die Blätter



Die Theepflanze.

von der ersten Ernte haben die zarteste Farbe und den wohlriechendsten Geschmack mit den wenigsten Fasern und der wenigsten Bitterkeit; die Blätter von der zweiten Ernte eine mattgrüne Farbe, und jene von der letzten eine dunkelgrüne. Blätter von jungem Holze und der Sonne am meisten ausgesetzt, sind jederzeit die besten.

Sobald man die Blätter abgepflückt hat, thut man sie in weite, nicht eben tiefe Körbe, und setzt sie einige Stunden lang in die Luft oder in den Wind, oder in die Sonne. Nach Staunton verfährt man nun mit den Blättern folgendermaßen: Jedes einzelne Blättchen, das man zu dieser Arbeit braucht, wird zwischen den Fingern zusammengerollt, wodurch es ungefähr die Gestalt erhält, die es vor dem Entfalten auf dem Stamme hatte. Die so behandelten Blätter werden sodann auf sehr dünnen eisernen Platten über einem gelinden Kohlenfeuer so lange geröstet oder gedörrt, bis alle Feuchtigkeit aus ihnen verdunstet ist. Andere dagegen behaupten, daß das Kräufeln oder Zusammenrollen der Blätter erst nach dem Rösten geschehe, daß man beim Rösten anfänglich die Hände, nach stärkerer Erhitzung aber eine hölzerne Krücke zum Umwenden der Blätter brauche, was mit äußerster Vorsicht geschehen müsse, damit die Blätter nicht zerbrechen. Vielleicht sind beide Arten der Behandlung gebräuchlich. Das Rösten muß noch an dem Tage geschehen, an welchem die Blätter gepflückt sind. Kupferne Platten bedient man sich nie.

In China und auf Japan soll der Thee besser schmecken, als bei uns. In beiden Ländern ist das Theetrinken schon seit undenklichen Zeiten im Gebrauche. Man trinkt ihn nicht, wie bei uns, mit Milch und Zucker, sondern ungemischt, und bietet gekochten Thee sogar auf den Märkten feil. Man bedient sich dort auch des zu Pulver gemahlten Thee's, wovon eine Messerspitze voll in eine Tasse heißen Wassers gethan wird.

In Europa ist die Sitte des Theetrinkens etwa 233 Jahre alt. Holländische Chinafahrer brachten im J. 1600 den ersten Thee mit nach Europa, wo man seine vortrefflichen Eigenschaften sogar durch gedungene Lobredner überall ausposaunte. Und dieß gelang. Von dem Nutzen des Theetrinkens sagt der Dr. Spieß (s. d. Kunst zu essen und zu trinken. Leipzig, 1830.) Folgendes: „Der Thee ist ein angenehmes Getränk, das die Verdauung befördert, den Geist zur Heiterkeit ohne Veräufchung stimmt, mehr als viele andere Mittel das Gefühl der Ermüdung verschleicht, die Ausdünstung und alle andere Absonderungen erleichtert und dar-

her in Fiebern von großem Nutzen seyn kann. Wahrscheinlich hat sein Genuß in England auch den Stein und den Gries als Krankheiten und die Veräufchung durch Wein und andere hitzige Getränke, besonders unter den höhern Ständen, weit seltener gemacht. Dr. Odier zu Genf kannte eine hochbejahrte Dame, an welcher verschiedene Kennzeichen von Wassersucht sichtbar waren. Er fand kein wirksameres Mittel, sie davon zu heilen, als einen starken Aufguß von Grünthee mit Syrup. Jedoch darf man den Thee nicht im Uebermaße genießen, und muß mit einiger Vorsicht bei seinem Gebrauche verfahren. Zuerst muß man keinen solchen Thee trinken, welcher einen starken Wohlgeruch hat, sowohl weil dieser oft von einer Mischung anderer Kräuter herrührt, worunter sich schädliche Bestandtheile befinden können, als auch, weil der Wohlgeruch des Thees gerade das Betäubendste ist; da er verdient der Theebou den Vorzug vor dem Grünthee. Zweitens darf man den Thee nicht zu stark trinken, und muß seine Schärfe durch Zucker, Milch, Sahne oder Eizdotter mildern. Endlich muß man ihn nur kurze Zeit nach Lische oder mit festen Speisen vermischt trinken, bloß um die Verdauung zu befördern, und nicht dazu, daß er selbst die Stelle einer Mahlzeit vertritt. Genießt man den Thee nüchtern oder ohne die geringsten festen Speisen, so schwächt er zuverlässig die Verdauungsorgane, und ist Schuld an vielen Uebeln, die auf seine Rechnung geschoben werden.“

Im Handel kommt der Thee in vielen Sorten vor. Die Russen bringen ihn in kleinen Büchsen durch ihren chinesischen Handel nach Moskau und St. Petersburg. Er ist unter dem Namen des russischen oder Caravanen-Thees bekannt und hat vor dem auf Schiffen herbeigeführten den Vorzug, daß er unterwegs nicht verschlechtert wird, wie dieser. Von dem braunen Thee oder Theebou bemerken wir hier nur den Soat'hong, der im Aufgusse eine grüngelbe Farbe zeigt; den Pekko, der zu Lande durch Rußland kommt; den Congo oder Dongfo; den Liu-Hy-san, Camphu u. A.

Der Thee kommt alljährlich in ungeheurer Menge aus China und auch von Japan nach Europa, wo die Engländer den allerstärksten Gebrauch machen. Hierauf kommen die Holländer. Der erste Thee kam 1666 durch die Lords Arlinton und Ossory aus Holland nach England, wo jetzt die ostindische Compagnie immer auf ein Jahr Vorrath in ihren Waarenlagern zu London haben muß. Der englische Staat zieht vom Thee ein starkes Einkommen.



Das Thee-Einsammeln. Nach einer Chinesischen Zeichnung.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.  
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.